

Fritz B. Simon



Formen (reloaded)

Zur Kopplung von Organismus,
Psyche und sozialen Systemen

Band 1 • Sätze 1–28

Erkenntnis- und systemtheoretische Grundlagen

28.5 Wissen: Informationen, die in einen **Praxiszusammenhang** (2. Kontext) gestellt werden, sollen **Wissen** genannt werden.

Aus systemtheoretischer Sicht muss Wissen abweichend von der Umgangssprache im oben genannten Sinne definiert werden. In Lexika ist daher kein Wissen zu finden. Wikipedia stellt nicht mehr als einen Datenfriedhof dar, denn es liefert nicht einmal Informationen, wenn der Leser die dort aufgeführten Botschaften nicht in einen Kontext stellt, der ihm kulturell vermittelt wurde.

Bezogen auf ein Individuum oder ein soziales System heißt dies, dass sich ihr Wissen in ihren **Handlungsmustern**, ihrer alltäglichen **Praxis**, realisiert. Es ist in den

intern ablaufenden Prozessen impliziert. Die Tatsache, dass ein Akteur bis zu diesem Zeitpunkt in der Interaktion mit seinen relevanten Umwelten überlebt hat, beweist, dass sein **Wissen** ausreichend (= gut genug) war. Das heißt aber nicht, dass dies so bleiben muss und wird. Diese Art des Wissens wird in den praktizierten Routinen zur Lösung von Problemen immer wieder aufs Neue »erinnert«. Es zeigt sich in der Weise, wie interne – handlungsleitende – Prozesse organisiert werden (bzw. sich selbst organisieren).

Wissen entsteht, wenn Informationen in einen Praxiszusammenhang eingebunden werden und daraus eine neue oder eine veränderte Praxis erfolgt. Unter Wissen möchte ich deshalb eine auf Erfahrung gegründete kommunikativ konstituierte und konfirmierte Praxis verstehen.

[...]

Dieses Wissenskonzept bricht mit der klassischen Unterscheidung von *knowing that* und *knowing how*, die in der modernen Kognitionswissenschaft als die Unterscheidung in deklaratives und prozedurales Wissen geführt wird [...]. Denn *knowing that* und damit deklaratives Wissen ist nicht anderes als Daten. Es hat mit Wissen als in Erfahrung eingebetteten Informationen nichts zu tun.

Willke, Helmut (2004): Einführung in das systemische Wissensmanagement. Heidelberg (Carl-Auer), S. 33 f.

28.5.1 Es bedarf der **praktischen** Erfahrung, um Wissen zu generieren.

Leben »an sich« ist ein Prozess, der Wissen generiert. Denn so sehr ein Lebewesen (nicht nur Menschen) sich auch anstrengen mag, es

kann nicht verhindern **Erfahrungen** zu machen, die sich in seinem Gedächtnis als Wissen niederschlagen.

Epistemologie erklärt die Beschaffenheit unserer Erfahrungen. Daraus folgt:

Erfahrung ist die Ursache,

Die Welt ist die Folge,

Epistemologie ist die Transformationsregel.

Foerster, Heinz von (1993): KybernEthik. Berlin (Merve), S. 103.

Aus Informationen wird Wissen, wenn Informationen in einen zweiten Kontext von Relevanzen eingebunden werden. Dieser zweite Kontext besteht nicht, wie der erste, aus Relevanzkriterien, sondern aus bedeutsamen Erfahrungsmustern, die das System in einem speziell dafür erforderlichen Gedächtnis speichert und verfügbar hält. Wissen ist ohne Gedächtnis nicht möglich, aber nicht alles, was aus einem Gedächtnis hervorgeholt werden kann, ist Wissen.

Willke, Helmut (2004): Einführung in das systemische Wissensmanagement. Heidelberg (Carl-Auer), S. 33.

28.5.2 Wissen ist in seiner Gültigkeit immer auf spezifische Kontexte begrenzt, d.h. ändern sich die Kontexte, verfällt Wissen und es muss neu gelernt werden.

In vormodernen Zeiten konnte man einigermaßen sicher sein, dass das Wissen, das man in seiner Jugend erwarb, auch im Alter noch Gültigkeit besitzen würde. So sprach man am Ende der Lehrzeit in einem Handwerksberuf davon, man habe »ausgelernt«. Es gab keine Notwendigkeit neues Wissen zu erwerben, denn die Welt der eigenen Erfahrungen blieb einigermaßen zuverlässig dieselbe.

In der Moderne änderte sich das mit der Entfaltung der Technik und der Industrialisierung. Der technische Fortschritt führte dazu, dass Wissen veralten konnte. Mit der Digitalisierung verkürzte sich die Verfallszeit von Wissen noch mehr (vergleichbar der von Südfrüchten). Und mit der Entwick-

lung der modernen Verkehrsmittel, speziell des Flugverkehrs, und der damit verbundenen Reisetätigkeit einer Vielzahl von Menschen konnten immer mehr Leute die Erfahrung machen, dass ihr Wissen in anderen kulturellen Kontexten obsolet ist. Dass dies zur Verunsicherung vieler Leute führt, konnte mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vorhergesagt werden; dass sie Sehnsucht nach den »guten alten Zeiten« und einem vertrauten »heimatlichen« Kontext entwickeln würden, eigentlich auch. Das Gute an den alten Zeiten war allerdings wohl, wenn man es böse formulieren will, dass man sich auf seinem Wissen ausruhen konnte (oder, noch böser, in Ruhe verblöden konnte).

28.5.3 Wissen verändert die **Möglichkeit** und **Wahrscheinlichkeit** der Selektion unterschiedlicher Verhaltensweisen.

Wer nur Erfahrungen in einem einzigen sozialen Kontext gemacht hat, dessen Wissen ist begrenzt. Im allgemeinen machen in der westlichen Gesellschaft Individuen Erfahrungen in unterschiedlichen Kontexten mit anderen Spielregeln, die ihr Wissen steuern – z.B. der Familie, der Schule, am Arbeitsplatz ...

Was passiert, wenn der Erfahrungsraum eingeschränkt ist, zeigt der Film »Willkommen, Mr. Chance« (1979, Regie: Hal Ashby). Mr. Chance ist Gärtner (dargestellt von Peter Sellers) und hat jahrzehntelang den Garten seines Chefs gepflegt. Sein Leben spielt sich zwischen Garten und Fernsehapparat ab,

das Haus verläßt er nie. Und dieser Lebens- und Erfahrungsraum bestimmt sein Handlungswissen. Als sein Arbeitgeber stirbt und Chance das Haus verlassen muss, zieht er mit seinem Koffer hinaus in die Welt und muss gleich unangenehme Erfahrungen machen: Er wird von irgendwelchen rabaukigen Jugendlichen angefallen. Seine Reaktion entspricht seinem Wissen: Er holt die Fernbedienung seines TV-Geräts aus der Tasche und versucht die unangenehme Szene wegzuklicken ... – dafür macht er später mit seinen aus der Gartenarbeit stammenden Weisheiten Karriere als TV-Philosoph.